

Jörg M. Pönnighaus

Schatten der Zeit

oder
Geschichten von kleinen Leuten
im Vogtland



ATHENA-Verlag

Jörg M. Pönnighaus
Schatten der Zeit

edition exemplum

Jörg M. Pönnighaus

Schatten der Zeit

oder
Geschichten von kleinen Leuten
im Vogtland

ATHENA-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

E-Book-Ausgabe 2020

Copyright der Printausgabe © 2020 by ATHENA-Verlag,

Copyright der E-Book-Ausgabe © 2020 by ATHENA-Verlag

Mellinghofer Straße 126, 46047 Oberhausen

www.athena-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Gudellaphoto, AdobeStock

ISBN (Print) 978-3-7455-1094-2

ISBN (PDF-E-Book) 978-3-89896-918-5

Inhalt

Vorwort: Mit Gesprächen auf Zeitsuche.....	7
Der Mai ist gekommen	13
Aus dem Altwatergebirge.....	18
Täglich Aale.....	21
Nur ein Bier.....	26
Katastrophen	30
Geschenk.....	35
Randnotiz.....	40
Das mit dem Sterben.....	44
Was sein muss I.....	48
Was sein muss II.....	53
Heimkehr.....	55
Venustransit	70
Wie das mal war.....	75
Frau Klabund.....	84
Eine Geschichte, die man kaum glauben kann.....	87
Frau Mehnert.....	93
Nur noch einer außer mir.....	106
Der Tscheche war böse	124
Steinigung.....	128
Gut gemacht, Schutzengel.....	135
Väter und Söhne	142
Verständnis?.....	148
Kein Interesse	154
Staatenlos	163
Landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter	167
Glossarium.....	173

Mit Gesprächen auf Zeitsuche

Nach *Schattensaiten. Kleine Geschichten von Leben und Tod im Land der Vögte* (2019) legt der Arzt und Dichter Dr. J. M. Pönnighaus zum zweiten Mal Gespräche mit Patienten vor. Das erinnert an Sokrates' Feststellung in Platos *Der Staat*: »Wie ich das gesagt, glaubte ich, mit dem Reden fertig zu sein: es war aber vielmehr, wie es schien, erst der Anfang.« Die Gesprächsangebote der beiden Autoren haben, auf sehr unterschiedlichem Niveau, manches gemein, vom Nachdenken über Geschichtserfahrung bis zum Nachdenken über Gerechtigkeit, von der Gleichgültigkeit gegenüber dem Gemeinwesen bis zur Verantwortung dafür. So könnte man den Ansatz des Erzählers, hinter dem der Gesprächspartner Dr. Pönnighaus steckt, mit dem Ansatz der Gespräche vergleichen, den Plato zum Ausgangspunkt machte, um die Philosophie des Sokrates zu verstehen und zu verbreiten: »Ich will den Faden des Gesprächs ... aufnehmen und zuvor sagen, was man als das Wesen und den Ursprung der Gerechtigkeit bezeichnet«. Neben Gerechtigkeit ging es bei Plato um Gutes und Böses, um Geschichte und den einzelnen Menschen, um Handeln oder Warten, aber auch um Glück und Unglück. Gerade der zuletzt genannte Gegensatz zeigt sich schillernd in den vorliegenden Gesprächen, so wenn ein Patient erklärt, es sei »Glück« gewesen, dass die Tätowierung seiner SS-Nummer nach dem Krieg verblasst und nicht mehr erkennbar sei.

Patientengespräche eines Arztes gehören zu den selbstverständlichen Informationsmitteln der Anamnese, der Krankengeschichte, und wären selten außerhalb der Medizin erwähnenswert, gleich gar nicht Gegenstand einer belletristischen Veröffentlichung. Doch bedürfen auch diese Gespräche der Einfühlung und bekommen in besonderen Fällen und bei bestimmten Krankheiten fast die Züge einer Beichte. Die hier veröffentlichten Gespräche zeigen entspre-

chende Züge; sie streben über das Patientengespräch hinaus und wollen Lebenserfahrung erfassen, Erlebnisse aus einer Zeit der Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, des Aufbaus danach und des Zusammenbruchs eines Gesellschaftsentwurfs. Insofern stellen diese Gespräche, auch wenn die Teilnehmer nicht die philosophischen Ansprüche eines Plato oder Sokrates erfüllen, eine notwendige Illustration geistiger und sozialer Zeitverhältnisse der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart dar. Das Prinzip des Erinnerns ist oft einfach: »Ich glaube nur an das, was ich sehe.« Übersehen wird dabei, dass die Welt der Reflexion unsichtbar und dennoch sehr real ist. Die Lücke wird durch die Erinnerung an Zeugnisse von Philosophen, Künstlern und Schriftstellern geschlossen.

Jörg M. Pönnighaus (geb. 1947 in Westfalen) studierte Medizin in Gießen, später in London und Homburg, arbeitete als Arzt, oft in leitender Stellung, in Sambia, Malawi, Tansania und Plauen i. V. und ging 2012 in den Ruhestand, war jedoch immer wieder auch in internationalen Hilfseinsätzen tätig. Er hat zwei Dutzend Lyrikbände veröffentlicht; dadurch ist er als Dichter bekannt geworden. Sein Wirken und seine 25 Jahre als Arzt in Afrika werden darin ebenso thematisiert wie seine Tätigkeit in deutschen Kliniken, der Umgang mit Totgeweihten ebenso wie als Arzt im internationalen Einsatz in Indien. Sein Sinn und Gespür für ein schlichtes Leben im Rhythmus des Jahres und der Natur, sein Blick für Details aus dem Wechsel von Stirb und Werde, sein Sinn für die Wunder des Unauffälligen hat ihm zahlreiche Freunde und Leser verschafft. Parallel veröffentlichte er ein halbes Dutzend Prosaabände, entstanden aus der täglich-alltäglichen Arbeit des unermüdlichen Mediziners. Aus der Vielseitigkeit seiner ärztlichen Tätigkeit und aus seinen poetischen Fähigkeiten ist ein abwechslungsreiches literarisches Werk aus Gedichten, Erzählungen, Anekdoten und Berichten entstanden. Nun sind seit einem Jahr zwei Gesprächsbände hinzugekommen.

Gespräche begleiten mitbestimmend und kommentierend die menschliche Geschichte; sie werden durch Bildung, Kunstbegeisterung und Wissen geprägt. Plato vermittelte fast in allen seiner Werke in Dialogen und Gesprächen insbesondere die philosophischen Lehren des Sokrates. Die Situationen waren fiktiv, muteten aber real an. – Im vorliegenden Fall ist es umgekehrt: Die Situationen waren real und erinnern in ihrer Deutlichkeit an andere Gespräche: Luther führte seine Tischgespräche, als Tischreden bekannt geworden, um seinen Vertrauten seine Lehren zu vermitteln, bildkräftig und wortgewaltig, den Spielraum vom größten Laster bis zur schönsten Tugend betreffend. Diese Reden waren real und sehr diesseitig. Die Gespräche Eckermanns mit Goethe sind eine Fundgrube für das Verständnis des Dichters Goethe, aber auch für das Verständnis von Dichtung im Allgemeinen. Die Reihe ließe sich weiterführen: Es sind Gespräche, auch wenn es manchmal Reden sind, denn sie sind auf die Zweisamkeit des Zuhörenden angelegt. In ihnen sammelte sich das Wissen der der jeweiligen Zeit. »Gespräche mit ...« wurde zum Markenzeichen der Kulturgeschichte und zu ihrem Reservoir. Dabei sind das meist Gespräche, die stattgefunden haben und Quellen der Geschichtsschreibung wurden. Zahllose Gespräche aber wurden erfunden: Bekannt wurden die von Hugo von Hofmannsthal, in denen er sein Zeitbild schuf, dass die Geschichtlichkeit durch einen Mythos überwand, in dem es kaum Beständiges gab und auch das Wort zerfiel, Urteile immer fragwürdiger wurden wie im berühmten Chandos-Brief formuliert. In ihm beschrieb er auch, wie die Tradition der Gespräche nicht mehr wirkte, »die Worte lassen mich wiederum im Stich«. Der Brief war noch möglich, das Gespräch aber verstummte, weil die »abstrakten Worte«, derer man sich bedienen muss, »zerfielen ... im Munde wie modrige Pilze«. Eine berühmte Beschreibung war das über den Zerfall des Sprechens, Redens und Darstellens. Das war auch eine Endsituation des Dichtens, der neue Dichtungsmöglichkeiten folgten.

Die hier vorliegenden Gespräche, von 2009 bis 2012 geführt, erheben nicht die literarischen, ästhetischen und philosophischen Ansprüche der genannten Beispiele und sind doch wesentliche Dokumente, die zu diesen Beispielen dazugehören: Es sind die gleichen Leben mit anderen Inhalten, ohne die die gehobenen Dialoge über Philosophie und Kunst weder Sinn noch Publikum besäßen. Nur wenige Gespräche der vorliegenden Sammlung lassen das höhere Niveau ahnen: So wenn ein Mathematiklehrer über die Weiten des Universums sinniert oder ein Arzt (Albert) über seine Erfahrungen in anderen Ländern berichtet. Auf der anderen, einer unteren sozialen Stufe, spürt man die Redenden um die Worte ringen, die sie teils erst einmal wiederfinden müssen, weil sie sie lange entbehrten oder nur verkürzt benötigten wie der Patient Hanikel, der kaum noch vollständige Sätze bildet, bilden kann oder bilden will. Das liegt teils am Alter der Befragten: Sie sind mit zwei Ausnahmen zwischen 1919 und 1942 geboren, haben den Zweiten Weltkrieg und Nachkrieg miterlebt und oft dabei mitgewirkt. Ein herausragendes Thema ihrer Gesprächsbereitschaft ist die Gefangenschaft, andere Themen sind ihre Erlebnisse als Umsiedler und Flüchtlinge oder bei der SDAG Wismut. Enttäuscht sind sie vom geringen Interesse ihrer Kinder und Enkel für ihre Erfahrungen aus dieser Zeit. Das Alter hat ihnen manchmal die Gesprächsfähigkeit und -fertigkeit teilweise genommen, Begriffe fehlen oft; der Verlust verstärkte sich durch Verbitterung und Enttäuschungen. Nur zwei der Befragten sind 1967 und 1970 geboren. Einer von ihnen berichtet ein Schicksal, das der Interviewer überschrieb: *Eine Geschichte, die man kaum glauben kann*. Was da geschieht nimmt sich so außergewöhnlich aus, dass die Überschrift mehr als gerechtfertigt ist. Wollte da einer, der immer gescheitert ist, sich wenigstens zum Opfer stilisieren?

Wunschbiografien entlarven sich meist selbst durch Widersprüche oder Klischees: Am Nationalsozialismus wollte keiner schuldig sein, alle wurden gezwungen. Nur wer hat denn gezwungen und

mit welchem Machtapparat? Die von Jörg M. Pönnighaus zusammengestellten Gespräche stammen nicht von namhaften Menschen; es sind keine berühmten Gespräche, aber sie sind nicht weniger interessant. Ihre Tradition liegt im Alltäglichen. Waren die oben genannten Dialoge und Gespräche eines Plato, eines Luther und eines Goethe Kunst, Literatur und Philosophie gewidmet, so wenden sich schlichtere Gespräche dem einfachen und alltäglichen Leben zu.

Für die Gespräche Jörg M. Pönnighaus' bieten sich noch weitere Traditionen an. Eine der jüngsten ist in Irina Liebmanns erfolgreichen »Begegnungen und Gesprächen« *Berliner Mietshaus* (1982) zu sehen. In einer kurzen Einführung umreißt sie die Ästhetik der Gespräche: »Wenn man an einer Tür klingelt und mit dem Menschen, der öffnet, ins Gespräch kommt, erhält man eine einmalige Momentaufnahme von einem ganz bestimmten Punkt in diesem Prozess, und wenn man dann weiter an allen anderen Türen des Hauses klingelt, ergibt sich eine aus dem Einmaligen ins Unendliche gespiegelte Montage solche Lebensausschnitte, zusammengefasst durch den gemeinsamen Wohnort, eine Klammer, die zufällig und zwangsläufig ist wie die Berichte selbst.«

Schwer ist es in diesem Terrain oft, überhaupt Gespräche zu führen. Gelingt es, kommt es zu erstaunlichen Ergebnissen über das Leben einfacher Menschen. Die vorliegenden Gespräche haben dazu die besondere Situation: Der Arzt spricht mit seinem Patienten, es ist kein Bestandteil des medizinischen Behandlungsvorgangs, mindestens nicht auf den ersten Blick, sondern dem Interesse des Arztes an seinen Patienten geschuldet. Während der Operateur sein Werk tut, spricht er mit seinem Patienten, in erster Linie, um diesen abzulenken. Manchmal beschränkt er sich auf ein Stichwort oder eine Absprache. In zweiter Linie, und die ist ihm ebenso wichtig, spricht er mit seinen Patienten, um etwas über die Menschen zu erfahren, mit denen er es zu tun hat, und über die Zeit, die er andernorts erlebt hat. Er selbst stammt aus Westfalen, war aber

jahrzehntelang in Afrika als Arzt. Gespräche dieser Art sind heute ungewöhnlich geworden. Früher waren sie zwischen Menschen jeglicher Herkunft und Bildung selbstverständlich, in ihnen wurden Lebenserfahrungen und Wissen vermittelt, Lebensplanungen betrieben. In der Folgezeit wurden sie von SMS und WhatsApp abgelöst; Inhalte wurden auf den schlichtesten Informationswert verkürzt, gedankliche Prozesse u. ä. sind darin nicht nachvollziehbar. Früher waren Gespräche das Zentrum der Bildung.

Der Autor hält sich zurück; der Leser erfährt kaum etwas über ihn, auf seine Tätigkeit in Afrika wird einmal hingewiesen, dass er Arzt ist geht aus den Situationen hervor. Wichtig sind dem Frager die Menschen, die er behandelt. Sonst ist das entscheidende Persönliche des Interviewers das Interesse für den anderen und sein Verhalten im Geschichtsverlauf. Damit erhöht sich der objektive Charakter der einzelnen Gespräche und Erzählungen. Auf den Inhalt seiner Gespräche trifft zu, was vor vierzig Jahren Irina Liebmann zum Prinzip ihrer Gespräche gemacht hatte: »Der Erzähler hatte die Wahl zu treffen, ich nahm die Variante ernst, die er für mich im Augenblick unserer Begegnung gefunden hatte: seine Darstellung des eigenen Spielraums und dessen gelegentliche Berührung mit der Weltgeschichte ...«.

Juli 2020

Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt

Der Mai ist gekommen

[Frau Mai, 1931, Basaliom]

»Sie sind Frau Mai?«

»Ja, Mai wie in ›Der Mai ist gekommen.«

»Wo sind Sie geboren?«

»Hier in Plauen. Ich habe mein ganzen Leben in Plauen gelebt. Ich bin eine der wenigen Plauener, die es noch gibt. Die meisten sind ja zugezogen. Aber sie können trotzdem nett sein. Ich sage immer, wenn man nett zu anderen ist, sind die auch nett zu dir.«

Bei Frau Mai hatte Frau Dr. Ernst gestern, an meinem freien Tag, ein Basaliom an der linken Wange exzidiert. In sano. Also musste ich den Defekt heute wieder verschließen. Der Defekt war zu groß für eine Dehnungsplastik, ich würde eine Rotation machen müssen.

»Wie alt sind Sie?«

»Einundachtzig. Ich bin 1931 geboren.«

»Ah ja. Und hatten Sie Geschwister?«

»Ja, eine ältere Schwester, die ist 1926 geboren, und einen älteren Bruder, der ist 1928 geboren. Und dann noch eine jüngere Schwester und einen jüngeren Bruder. Die leben alle noch. Nur mein älterer Bruder ist wohl tot. Er wurde mit 17 eingezogen. Er war zur Ausbildung bei der PLAMAG und von dort wurde er abgeholt. Wir haben nur einen einzigen Brief von ihm bekommen. Aus Frankreich. Darin steht, dass am nächsten Tag ein Transport gehe. Dass aber niemand wisse, wohin. Vielleicht wurde er ja noch nach Russland geschickt, viele wurden ja nach Russland geschickt. Wir

haben versucht rauszufinden, was weiter mit ihm passiert ist. Aber egal, wie viele Briefe wir geschrieben haben, niemand konnte es uns sagen. Mein Bruder ist einfach spurlos verschwunden.«

»Wann ist Ihr Bruder eingezogen worden?«

»Im April, kurz bevor der Krieg alle war.«

»Im April 45?«

»Nein, im April 44.«

»Und Sie haben die ganzen Bombenangriffe auf Plauen mit erlebt?«

»Nein, vor dem letzten Angriff sind wir nach Adorf geflüchtet, zu Verwandten. Noch mit dem Zug. Aber von dort haben wir den Angriff gesehen. Von allen Seiten kamen die Bomber. Ach, man kann es gar nicht beschreiben. Es war einfach unvorstellbar. Der letzte Angriff ... Und in Adorf mussten wir dann sechs Monate bleiben, weil zunächst einmal eine Zuzugssperre für Plauen bestand. Und dann begann der Hunger. Als der Krieg alle war. Nein, während des Krieges hatten wir genug zu essen. Aber hinterher, da sind wir oft hungrig geblieben. Alles, was wir hatten, haben wir den Bauern gegeben für Essen. Bis es irgendwann genug auf die Lebensmittelkarten gab. So ab 1949 fing es an, uns besser zu gehen.«

»Was haben Sie von Beruf gemacht?«

»Erst habe ich Ziegelsteine abgekratzt. Später habe ich eine Ausbildung gemacht und war die Leiterin vom Mitropa Restaurant im Bahnhof in Plauen.«

»Ihr Mann lebt auch noch?«

»Ja, er ist fünf Jahre jünger als ich. Aber er ist mein zweiter Mann. Mit dem bin ich jetzt 28 Jahre verheiratet und er umsorgt mich auf ganz liebe Weise.«

»Ah ja. Wo wohnen Sie?«

»Wir haben eine Wohnung in Plauen. Aber den ganzen Sommer über wohnen wir in unserem Bungalow in Altensalz. Dort auf der rechten Seite, wenn man ins Dorf hinunter fährt zur Talsperre.«

»Warum in Altensalz?«

»Mein Mann hatte dort gewohnt, gegenüber von dem Gasthof, bevor wir geheiratet haben. Vor drei Jahren haben wir Silberne Hochzeit gefeiert.«

»Und was war mit Ihrem ersten Mann?«

»Der hat eine schönere gefunden. Vielleicht eine, die schlanker war als ich. Ich war ja immer ein bisschen dicklich. Wie meine Mutter.«

»Wie haben Sie das gemerkt?«

»Durch reinen Zufall. Er hatte erzählt, dass er zu einem Lehrgang müsse, nach Moskau. Und ich hatte ja keine Ahnung und habe ihm alles geglaubt. Aber dann kam eines Tages seine Freundin und sagte, ich müsse ihr helfen, mein Mann sei krank geworden. So kam es raus. Durch reinen Zufall. Ich habe ihm dann gesagt, er könne sofort packen und ausziehen. Eigentlich wollte er gar nicht, er hatte wohl gedacht, er könne mich und seine Freundin nebeneinander haben. Aber das nicht mit mir! Ich hab ihm gesagt, er soll die Scheidung einreichen. Auf die Weise musste er für die Scheidung bezahlen und ich hatte meine Ruhe.«

»Wie lange waren Sie dann allein?«

Frau Mai überlegte: »So um die 14 Jahre vielleicht.«

»Und wie haben Sie Ihren zweiten Mann kennen gelernt?«

»Ja, eine Arbeitskollegin von mir hat mich eines Tages eingeladen mit ihnen zu wandern. Von Jocketa aus. Sie hatten auch einen Arbeitskollegen von ihrem Mann eingeladen. Auf die Weise haben wir uns kennen gelernt. Sind dann mehrmals zusammen wandern

gegangen und haben schließlich geheiratet. Er war Witwer, seine Frau war ihm gestorben.«

»Was hat Ihr Erster Man gemacht?«

»Der war Schreiner.«

»Wie hatten Sie den kennen gelernt?«

»Wie man sich eben so kennen lernte, damals. Beim Tanz.«

»Sie haben einen Sohn?«

»Ja.«

»Wie alt war der, als Sie Ihren ersten Mann rausgeworfen haben?«

»Na ja, er war 59 geboren. Also muss er so um die 14 gewesen sein.«

»Sie haben geheiratet, weil Sie schwanger waren?«

»Ja, so war das damals. Meine Eltern haben zu mir gesagt, ich müsse heiraten, das ginge nicht anders. So war das halt.«

»Und wo lebt Ihr Erster Mann?«

»Auch hier in Plauen. Aber in einem anderen Viertel. Auf die Weise sehen wir uns nie.«

»Hat Ihr Sohn Kontakt zu ihm?«

»Nein, überhaupt keinen. Er hat es meinem ersten Mann sehr übel genommen, dass er uns verlassen hat und wollte nie wieder etwas mit ihm zu tun haben.«

»Ah ja. Waren Sie eigentlich in der Partei? So als Leiterin eines Mitropa Restaurants?«

»Nein, ich war nicht in der Partei. Es hat mich auch nie jemand gedrängt.«

»Waren Sie in der Kirche?«

»Nein, ich bin zwar noch getauft und konfirmiert worden, aber mehr nicht. Irgendwann bin ich aus der Kirche ausgetreten. Ich glaube nur an das, was ich sehe!«

»Hm.«

»Das ist ja vielleicht doch ein bisschen wenig«, meinte sogar Schwester Angelika.

»Sie haben eine schöne Kirche in Altensalz«, fuhr ich fort.

»Ja, vor allem die Decke drinnen. Und wir geben gerne einmal für die ... wie heißt das?«

»Die Kollekte«, sagte Schwester Angelika.

»Ja, für die Kollekte. Bei einem Adventsgottesdienst oder an Weihnachten. Da kommen viele Leute, selbst aus Plauen. Dann ist die Kirche immer ganz voll. Ja, es ist eine schöne Kirche.«

Irgendwie waren Schwester Angelika und ich erstaunt, dass Frau Mai in die Kirche ging. Gelegentlich jedenfalls.

»Ich dachte, Sie glauben nicht an Gott?«

»Man braucht doch keine Kirche, um an Gott zu glauben! Für meinen Mann und mich ist Gott in den Knospen im Frühling und in den Blüten und in den Bäumen und Blumen und einfach überall.«

»Glauben Sie denn auch an ein Jenseits, an ein Weiterexistieren nach dem Tode?«

»Nein, da glauben wir nicht dran. Ich denke, wir leben in unseren Kindern fort. So wie meine Eltern in meiner Erinnerung fortleben ...«